

# Allgemeine Moden-Zeitung

N<sup>o</sup> 14.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illumin. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illumin. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1842.

Moden-Darstellungen und Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

## Johanna von Orleans.

Von Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

Karl war misstrauisch wie ein unglücklicher König; oftmals getäuscht durch die, welche er für seine besten Freunde hielt, oft verlassen von denen, auf die er am meisten gebaut, konnte er an die uneigennütige Hingebung einer ganz Unbekannten nicht glauben. Er machte deshalb Schwierigkeiten, die Jungfrau zu empfangen, und schickte nur drei seiner Räte zu ihr. Anfangs wollte Johanna diesen gar nicht antworten, indem sie sagte, sie habe mit dem Dauphin zu reden, nicht mit ihnen; endlich willigte sie jedoch ein, ihnen zu wiederholen, was sie schon so oft gesagt hatte, ohne daß man ihr glaubte, daß sie nämlich gekommen sei, Orleans zu befreien und den Dauphin nach Rheims zu führen. Die Räte meldeten dies dem Könige.

Johanna wartete zwei Tage, ohne daß Jemand bei ihr erschien. Sie hegte jedoch stets das beste Vertrauen, tröstete die beiden Ritter, die sie begleitet hatten, und sprach mit wunderbarer Sicherheit, der König würde sie zuletzt anhören. Am dritten Tage endlich kam der Graf von Vendome, um Johanna zu dem Könige zu führen. Johanna schien weder verlegen noch erstaunt zu sein; sie wartete ja schon lange auf die Zusammenkunft und hatte sich darauf vorbereitet.

Der noch immer misstrauische König hatte nach der Entfernung des Grafen von Vendome seinem Ra-

the vorgeschlagen, das Mädchen zu prüfen. Er wollte sich nämlich unter sein Gefolge mischen und einen Andern an seinen Platz stellen, um zu sehen, ob Johanna sich irren lasse. Die Prüfung wurde angenommen und der König ließ auf seinen Thron einen jungen Herrn von seinem Alter steigen, der so reich gekleidet war wie er selbst, während er sich hinter den Andern hielt. Kaum war dies geschehen, als die Thüre geöffnet wurde und Johanna eintrat.

Die Wahrheit ihrer Sendung offenbarte sich alsbald, denn sie ging sogleich auf Karl VII. zu, kniete vor ihm nieder und sprach: „Gott gebe Euch ein gutes und langes Leben, edler Dauphin.“

„Du irrst Dich, Johanna,“ antwortete Karl VII.; „ich bin nicht der König, der dort auf dem Throne ist es.“

— „Bei Gott, edler Fürst,“ entgegnete Johanna, „sucht mich nicht zu täuschen, denn Ihr seid der Dauphin und kein Anderer.“

Ein Murren des Erstaunens verbreitete sich in dem Saale und Johanna fuhr fort:

— „Edler Dauphin, warum glaubt Ihr mir nicht? Glaubt meinen Worten, daß Gott Mitleiden fühlt mit Euch, mit Eurem Reiche und Eurem Volke, denn der heilige Ludwig und Karl der Große knien vor ihm und bitten für Euch. Uebrigens will ich, wenn es Euch gefällt, Euch etwas sagen, das Euch bestimmen wird, mir zu glauben.“

Da führte sie der König Karl in einen Betsaal



neben dem Rathssaale und hier sprach er zu ihr: „nun, Johanna, wir sind allein; rede.“

„Wenn ich Euch so geheime Dinge offenbare, die nur Gott und Ihr wissen könnt, werdet Ihr mir dann Vertrauen schenken und glauben, daß der Herr des Himmels mich sendet?“

— „Ja, Johanna,“ antwortete der König.

„Nun wohl, Sire,“ fuhr die Jungfrau fort, „erinnert Ihr Euch, daß Ihr am Tage Aller Heiligen, während Ihr allein waret in Eurem Schlosse zu Loches, drei Bitten an Gott richtete?“

— „Allerdings, Johanna, ich erinnere mich des wohl.“

„Habt Ihr diese Bitten jemals Eurem Beichtvater oder irgend einem Andern mitgetheilt?“

— „Niemals.“

„Ich werde Euch die drei Bitten nennen. Die erste war, daß, wenn Ihr nicht der wahre Erbe Frankreichs wäret, Gott Euch den Ruch nehmen möchte, diesen Krieg fortzusetzen, der Eurem armen Lande so viel Geld und Blut kostete. Die zweite war, daß, wenn die schreckliche Geißel, die auf Frankreich lastete, eine Folge Eurerer Sünden sei, Gott das arme Volk wegen eines Bergehens, das dasselbe nicht begangen, nicht strafen, sondern diese Strafe allein auf Euer Haupt fallen lassen möge. Die dritte Bitte endlich war, daß, wenn das Volk gesündigt habe, Gott mit ihm Erbarmen haben möge, damit das Land endlich frei werde von der Noth, in welcher dasselbe seit mehr als zwölf Jahren schmachte.“

Der König blieb nach diesen Worten nachdenklich stehen und blickte endlich das Mädchen aufmerksam an. Dann sprach er: „Alles, was Du da gesagt hast, ist wahr, Johanna, aber es reicht nicht hin, daß ich überzeuge bin, Du kommst von Gott; auch meine Rätthe müssen meine Meinung theilen, denn wir sind schon jetzt unglücklich und geheilt genug.“

„Nun wohl,“ entgegnete Johanna, „beruft morgen drei oder vier Eurerer Getreuen, Geistliche, wenn es möglich ist, und ich werde Euch ein Zeichen geben, nach dem Niemand mehr zweifeln kann, denn die Stimmen haben mir ein solches Zeichen verheißen und ich bin überzeugt, daß sie mir dasselbe auf meine Bitte gewähren werden.“

Der König und Johanna begaben sich darauf in den Rathssaal zurück, wo man sie mit Ungeduld erwartete. Aller Augen wendeten sich alsbald auf den König und man erkannte aus seiner ersten und nach-

denkenden Miene, daß das, was das Mädchen gesagt, einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe.

„Meine Herren,“ sprach der König, „für heute ist es genug, denn wir müssen über das Geschehene reiflich nachdenken. Du, Johanna, entferne Dich jetzt, da Du ermüdet sein wirst von der langen Reise, und vergiß nicht, was Du uns für morgen versprochen hast.“

— „Mit Gottes Hilfe,“ entgegnete Johanna, „wird nicht nur das, was ich für morgen versprochen, sondern auch das, was ich für die Zukunft verheißen habe, in Erfüllung gehen.“ Dann ließ sie sich auf ein Knie nieder vor dem Könige, küßte ihm die Hand und entfernte sich so bescheiden und ruhig, wie sie gekommen war.

Am nächsten Tage, Vormittags um zehn Uhr, ließ der König die Jungfrau zu sich bescheiden. Sie fand bei Karl VII. den Erzbischof von Rheims und die Herren Karl von Bourbon und von La Tremouillard. Als man sie an ihr Versprechen erinnert hatte, begab sie sich, um zu beten, in die anstoßende Kapelle. An dem Altare kniete sie nieder und kaum hatte sie ihr Gebet gesprochen, als die Wolke auf die gewöhnliche Weise sich hernieder senkte, dies Mal aber nicht bloß den Erzengel und die beiden heiligen Frauen, sondern in glänzender Ferne eine Menge anderer Engel sehen ließ. Johanna wurde von dem Glanze so geblendet, daß sie die Augen niederschlagen mußte.

„Du hast geglaubt,“ sprach die Stimme, „und wir werden unser Versprechen halten.“ Darauf winkte der heilige Michael und aus dem himmlischen Chore ließ sich ein Engel herab, der in der Hand eine Krone mit funkelnden Steinen trug.

„Dies ist das verheißene Zeichen,“ sprach die Stimme, „und die Ungläubigsten werden aufhören zu zweifeln, sobald sie dasselbe erblickt haben.“ Die Wolke schloß sich darauf und stieg wieder zum Himmel hinauf. Der Engel aber, welcher die Krone trug, blieb auf der Erde und als Johanna die Augen erhob, stand er vor ihr. Ohne ein Wort zu sprechen, aber mit mildem Lächeln winkte er der Jungfrau ihm zu folgen, nahm sie an der Hand und führte sie nach der Thüre der Kapelle, die mit dem Zimmer des Königs in Verbindung stand, in welchem dieser mit seinen Rätthen noch kniete und betete. Bei dem Anblicke Johannas und des himmlischen Botens erhoben sie sich voll Bewunderung. Der Engel ließ darauf die Hand der Jungfrau los, trat auf den König zu, überreichte die Krone dem Erzbischof und sprach:



„Sire, ich melde Euch, daß Ihr Gnade gefunden habt vor dem Herrn, der Euch diese Jungfrau sendet zur Befreiung des Landes; übergebt ihr also soviel Eurer Kriegerleute, als Ihr zusammenzubringen vermöget und zum Beweise dafür, daß sie Euch in Rheims krönen lassen soll, ist hier die himmlische Krone, die der Herr unser Gott Euch sendet. Zweifelt also nicht mehr, denn durch fernern Zweifel werdet Ihr den Herrn beleidigen.“

Darauf schwebte der Engel in die Kapelle zurück, in welcher er verschwand. Karl VII. aber verneigte sich vor dem Erzbischof von Rheims, der ihm die Krone auf das Haupt setzte.

## 5.

## Das Convoi.

In Chinon befand sich der Herzog von Alençon, der Gefangener der Engländer gewesen war und sich durch die Summe von zweimalhunderttausend Thalern frei gekauft, wovon er die Hälfte baar bezahlt, für die andere Hälfte aber sieben seiner Vasallen als Geiseln zurückgelassen hatte, welche er bald darauf ebenfalls auslösete.

Die ganze Stadt war voll Freude und Hoffnung, denn das Gerücht hatte sich bereits verbreitet, daß Johanna als Botin des Himmels erkannt worden sei. Wenn der Herzog die Freude auch noch nicht theilte, so blieb er doch nicht gleichgiltig dabei; denn der moralische Einfluß der Gottbegeisterten machte sich bereits fühlbar und Jedermann sprach von dem Kampfe gegen die Engländer wie von einem Feste. Der Herzog dagegen wünschte so sehr, an den Engländern sich zu rächen, daß jedes Mittel, welches zu diesem Zwecke zu führen schien, ihm gut dünkte. Der König gab ihm den Auftrag, der Jungfrau nach Blois voraus zu eilen und Alles in den Stand zu setzen, damit der Berproviantirungszug, den man vorhatte, nach acht Tagen nach Orleans ausbrechen könne.

Der Herzog reisete sofort ab und man beschäftigte sich sodann mit der Abreise Johanna's. Man gab ihr das Gefolge eines Kriegsobersten, nämlich einen Knapen, einen Pagen, zwei Herolde und einen Kaplan, deren Namen die Geschichte aufzählt. Der Kaplan hieß Pasquerel. Nachdem dies geschehen war, ließ ihr der König eine vollständige Rüstung geben, Johanna aber wies das Schwert zurück und sagte, es sei nicht das, dessen sie sich bedienen solle, dieses würde man auf dem Grabe eines alten Ritters in einer

der Kapellen der Kirche der heiligen Katharina von Fierbois finden. Man fragte sie, woran man dieses Schwert erkenne, und sie antwortete, es befänden sich auf der Klinge nahe am Gefäße fünf Lilien. Das Schwert wurde an der angedeuteten Stelle gefunden und gereinigt und Karl VII. ließ dazu eine schöne Scheide von Sammet machen, die mit goldenen Lilien bedeckt war.

Das Ende des Monats April rückte unterdeß heran und man hatte keine Zeit mehr zu verlieren, denn die Stadt Orleans wurde in ihrem Muth und ihrer Treue nur noch durch die wunderbare Hilfe erhalten, die sie erwartete. Der König nahm endlich Abschied von der Jungfrau und diese brach auf nach Blois, begleitet von dem Marschall von Rayes, von La Maison, Laval, Poitou, La Hire, Loré, dem Admiral Coillart und etwa dreihundert Kriegern.

In Blois mußte sie wiederum mehrere Tage warten, denn obgleich sie immer wiederholte, es komme nicht auf die Zahl der Soldaten an, mit denen sie ziehe, so wollten die Befehlshaber doch ohne eine ansehnliche Macht nicht ausbrechen. Johanna ließ in der Ruhezeit eine Fahne von weißer Seide machen, auf der man goldene Lilien, in der Mitte den Heiland mit der Weltkugel in der Hand, zu seiner Rechten und Linken betende knieende Engel und darüber die Worte sah: Jesus! Maria! Außer dieser Kriegsfahne ließ sie noch ein anderes Banner verfertigen, das sie ihrem Kaplan Pasquerel übergab, damit er dasselbe auf dem Marsche, bei Festen und Prozessionen trage. Sie ließ ferner in ihrem Namen einen (noch vorhandenen) Brief an den Herzog von Betfort schreiben, der im Namen des Königs von England Frankreich regierte, und ihn auffordern, sich in die Befehle Gottes zu fügen und die Schlüssel aller Städte herauszugeben, die er besetzt halte.

Nachdem man endlich eine ansehnliche Macht und eine große Menge Lebensmittel für die belagerte Stadt zusammengebracht, nachdem alle Soldaten, auf das Verlangen Johanna's, gebeichtet, brach man nach Orleans auf. Kurz vorher hatten die Befehlshaber einen Kriegsrath ohne die Jungfrau gehalten. Diese hatte nämlich im Vertrauen auf ihre Sendung befohlen, an dem rechten Ufer des Flusses hinzuziehen, das ganz im Besitze der Engländer war; die Befehlshaber aber meinten, dies heiße Gott versuchen, und ließen das Heer an dem linken Ufer marschiren. Der Kaplan Pasquerel eröffnete den Zug mit seinem Banner und sang



mit den andern Geistlichen fromme Lieder. Johanna folgte ihm zu Roß mitten unter den andern Befehlshabern, die sie unaufhörlich wegen ihrer gottlosen Reden tadelte; meist hielt sie sich neben La Hire, für den sie große Freundschaft gefaßt hatte, trotz dem ewigen Fluchen desselben und ob er gleich regelmäßig früh und Abends ein Gebet sprach, das der Jungfrau sehr mißfiel, nämlich: „Guter Gott, thue für La Hire, was La Hire für Dich thun würde, wenn er der liebe Gott wäre und Du La Hire wärest.“

Am dritten Tage gelangte man vor Orleans und da erst bemerkte Johanna, daß man sie getäuscht, denn sie sah den Fluß zwischen ihr und der Stadt. Sie war im hohen Grade aufgebracht darüber und befahl sogleich den Rath des Bastard von Orleans zu befolgen, der in einem Boote herübergekommen war und empfahl, zwei Stunden weiter an dem Flusse hinauf bis Checy zu gehen und dort überzusehen. Dies geschah und man näherte sich Orleans mehr und mehr. Die sämtlichen Einwohner, welche von Dunois benachrichtigt worden waren, befanden sich am Kai und erwarteten Johanna. Sie stieg, da sie in einem Boote den Fluß herabgefahren war, an's Land und fand ein gezäumtes ganz weißes Pferd vor, das sie bestieg und auf dem sie ihren Triumphzug in Orleans hielt am 29. April 1429 inmitten einer Begeisterung, als sei ein Engel Gottes oder Gott selbst unter dem Volke erschienen.

## 6.

### Die Belagerung von Orleans.

Der Einzug Johanna's in Orleans hatte auf nicht minder außerordentliche Weise auf die Belagerer als auf die Belagerten gewirkt, nur mit dem Unterschiede, daß er unter den erstern Bestürzung und Entmuthigung, unter den letztern dagegen Hoffnung und Muth verbreitete. Die Engländer hatten Anfangs viel gelacht, als sie erfuhren, daß ein Mädchen bei dem Könige Karl VII. erschienen sei und gesagt, sie habe den Auftrag erhalten, die Engländer aus Frankreich zu vertreiben, dann verbreitete sich das Gerücht, das Mädchen sei wirklich eine Begeisterte. Man sprach von Wundern, die sie bewirkt haben sollte, und man darf nicht vergessen, daß man in jener Zeit den außerordentlichsten Begebenheiten leicht Glauben schenkte.

Entweder weil Johanna den Eindruck errieth, den ihre Erscheinung hervorgebracht hatte, oder weil die Begeisterung sie antrieb, wollte sie gleich den Tag nach

ihrer Ankunft die Belagerungswerke der Engländer angreifen; Dunois aber und mehrere andere tapfere Feldherren waren einer andern Meinung. Johanna glaubte zwar, der König habe ihr den Oberbefehl übertragen, doch vermochte sie nicht durchzudringen und es wurde beschloffen, erst eine Verstärkung von Blois abzuwarten, bevor man etwas unternahme. Man wartete deshalb, Johanna mußte sich in der Zwischenzeit alle angesehenen Personen der Stadt vorstellen lassen und war eines Tages davon so ermüdet worden, daß sie einen Augenblick der Ruhe benutzte, um sich auf ihr Bett zu legen und zu schlafen. In derselben Zeit hatten einige einflußreiche Männer der Stadt beschloffen, den neubelebten Muth der Mannschaft zu benutzen und einen Ausfall zu wagen. Johanna fuhr nach etwa einer Stunde plötzlich aus ihrem Schlummer auf und rief nach ihrem Schwerte und Rosse; „die Franzosen,“ sagte sie, „kämpfen vor den Thoren und sind hart bedrängt.“

Sie legte schnell ihre Rüstung an und eilte nach dem Thore, wo ihr bereits Fliehende entgegen kamen. Da erhob sie ihre Fahne und rief: „Muth! Muth! die Jungfrau kommt, die Tochter Gottes!“ Und ohne sich darum zu kümmern, ob ihr Jemand folge oder nicht, stürzte sie sich mitten unter die nachdrängenden Engländer. Die Franzosen faßten neuen Muth, die Engländer erschrafen und in den Reihen der Letztern trat einige Verwirrung ein, welche Johanna benutzte, um die Fliehenden um sich sammeln. Sie kehrten auch wirklich alsbald zum Angriffe zurück, während aus der Stadt Andere zu Hilfe eilten. Die Engländer wurden zurückgetrieben und bald darauf sah man die Fahne Johanna's auf einem feindlichen Werke flattern. Talbot wollte seinen Landsleuten zu Hilfe kommen, der Graf Dunois aber, der von dieser Bewegung benachrichtigt wurde, nahm eine Stellung zwischen den Engländern und dem angegriffenen Werke der Engländer und bot denselben eine Schlacht an, was die Franzosen seit langer Zeit nicht gewagt hatten. Diesmal hatten die Engländer den Muth nicht, einen Angriff zu unternehmen, so daß die Jungfrau ihren Sieg vollkommen zu Ende führen konnte.

Einige Tage darauf kam es zu einem noch ernstern Kampfe; Jedermann erkannte, daß dieser für Frankreich oder England entscheidend ausfallen müsse. Drei Stunden lang griffen die Franzosen unablässig an, während die Engländer sich eben so tapfer vertheidigten. Man schlug sich nicht nach der kalten Berech-



nung einer allgemeinen Schlacht, sondern mit der Erbitterung eines Zweikampfes. Jeder wählte sich einen Feind aus, den er überwand oder von dem er überwunden wurde; die Franzosen bedienten sich meist ihrer Schwerdter und Lanzen; die Engländer schlugen mit Bleimassen und eisernen Beilen, warfen Balken auf die Anstürmenden und zertrümmerten die Sturmlaternen mit gewaltigen Steinen, worauf sie auf die Hinabgestürzten Kalk, siedendes Del oder geschmolzenes Blei gossen. Drei Stunden lang währte dieser entsetzliche Kampf, und drei Stunden lang hörte man vor allen Stimmen die der Jungfrau, welche rief: „Muth! Muth!“ Drei Stunden lang sah man ihre Fahne allein andern Fahnen voraus; endlich aber wichen die ermüdeten Franzosen einen Schritt zurück trotz den Bemühungen der Jungfrau, die ihnen zurief: „im Namen Gottes! Nicht zurück! Muth! Muth! In Kurzem sind sie Alle in unsern Händen.“ Dann ergriff sie selbst eine Leiter, lehnte sie an die Mauer und stieg hinauf, während sie rief: „Ergebt Euch, Engländer, oder Ihr werdet es bitter bereuen.“

In diesem Augenblicke traf die Jungfrau ein Armbrustbolzen, der unter dem Busen eindrang und vier bis fünf Zoll unter dem Halse wieder herauskam. Sie hatte am Tage vorher diese Verwundung vorhergesehen, stieß einen Schmerzenslaut aus, stieg von der Leiter herunter und sank nieder. Als bald faßten die Engländer wieder Muth und drangen aus ihrem Bollwerke heraus, um sich Johannas zu bemächtigen; aber die französischen Ritter eilten ihr zu Hilfe. Der Herr von Samache gelangte zuerst bei ihr an, schlug mit seiner Streitart die beiden ersten Engländer nieder, die sie anrühren wollten, und sprach: „Johanna, Ihr seid ein tapferes Mädchen; ich habe Euch bisher Unrecht gethan; verzeiht mir, nehmt mein Roß und grüßt mir nicht.“

Da sie das Pferd nicht zu besteigen vermochte, trug man sie einige hundert Schritte weg von dem Walle und nahm ihr die Rüstung ab. Zwar wollte sie der Schmerz übermannen, aber sie blickte vertrauensvoll zum Himmel empor, ergriff den Bolzen mit beiden Händen und zog ihn selbst aus der Wunde heraus. Ein Soldat, der sie mit getragen, trat darauf zu ihr und wollte ihr den Schmerz mit Zauberworten versprechen, Johanna aber wendete sich mit Unwillen ab und sprach:

„Lieber wollte ich sterben als also gegen den Willen Gottes handeln. Vermag man die Wunde ohne

eine Sünde zu heilen, so thue man es; aber niemals werde ich mich solchen Mitteln unterwerfen.“

Ein Anderer legte ihr einen mit Del getränkten Umschlag auf, der den Schmerz ein wenig milderte. In diesem Augenblicke kam Dunois an, um ihr zu melden, es sei der Rückzug angeordnet worden. Da fand Johanna sofort ihre Kraft wieder; sie legte ihre Rüstung von Neuem an, stieg zu Pferde und sprengte mit dem Rufe unter die versammelten Heerführer: „im Namen Gottes, fasset Muth, wir werden bald den Sieg erringen. Laßt die Leute ein wenig ausruhen, esset und trinket, dann erneuert den Sturm und Ihr werdet sehen, daß in weniger als einer halben Stunde Alles in unserer Gewalt ist.“

Der Soldat, welchem Johanna ihre Fahne anvertrauet hatte, schritt, ohne auf die Führer zu achten, den Feinden von Neuem entgegen und alle andern folgten ihm. Johanna selbst schloß sich ihm an, schwenkte ihre Fahne und dieses Zeichen wirkte Wunder, denn die Entmuthigten fühlten sich begeistert.

Die Engländer dagegen, welche die Jungfrau für todt oder doch für schwer verwundet gehalten hatten, entsetzten sich, als sie dieselbe bewaffnet, kräftig und wie es schien völlig wohlbehalten von Neuem erblickten. Nur ein Wunder, meinten sie, hatte dies bewirken können und der Muth sank ihnen bei dem Gedanken, daß Gott mit den Franzosen sei. In diesem Augenblicke griffen die Bürger von Orleans, um die Bestürzung zu vermehren, das Bollwerk der Engländer von der entgegengesetzten Seite an. Gladesdale, der englische Befehlshaber, suchte sich über die Zugbrücke zu retten, aber in dem Augenblicke, als er sich auf derselben befand, traf sie eine Kugel, die sie zertrümmerte. Gladesdale erkrank mit mehreren seiner Leute in der Loire.

Da erfaßte die Engländer die Verzweiflung, Jeder suchte sich zu retten und das Bollwerk fiel in die Hände der Franzosen. In der Stadt wurde ein feierliches Te Deum gesungen, die Glocken läuteten die ganze Nacht und die Bürger zogen bis an den Morgen jubelnd in den glänzend erleuchteten Straßen umher.

Am nächsten Tage hoben die Engländer die Belagerung auf und zogen ab. Neun Tage waren für die Jungfrau hinreichend gewesen, ihr erstes Versprechen zu erfüllen, das sie im Namen Gottes gegeben hatte.

(Fortsetzung folgt.)



## Miscellen.

(Der Fürst von Paterno.) Der Fürst von Paterno war einer der reichsten Grundbesitzer von Sicilien und er wurde einst auf seiner Yacht von Seeräubern, die ihm auflauerten, nach Algier gebracht, wo sie ihn für hunderttausend Piafter an den Dey verkauften. Der Dey ließ ihn zu sich rufen und begann mit ihm zu unterhandeln. Paterno aber antwortete sogleich, er kümmere sich nicht um Geldangelegenheiten, und wenn der Dey etwas der Art mit ihm zu ordnen habe, möge er sich mit seinem Intendanten verständigen. Der Intendant wurde gerufen und es folgte eine lange Discussion. Endlich wurde das Lösegeld für den Fürsten und dessen ganzes Gefolge auf 600,000 Piafter festgesetzt. Die Hälfte davon sollte der Intendant sogleich aus Sicilien herbeiholen, die andere Hälfte aber nach einem halben Jahre gezahlt werden. Nachdem die erste Zahlung erfolgt war, erhielt der Fürst mit den Seinigen die Freiheit und gab für die rückständige Summe sein Ehrenwort. Der Fürst kam glücklich nach Sicilien zurück zur großen Freude seiner Vasallen, die ihn sehr liebten, und gab sogleich dem Intendanten Befehl, die dem Dey von Algier noch schuldigen 300,000 Piafter zusammen zu bringen. Eben sollte das Geld abgesendet werden, als der Fürst ein versiegeltes Schreiben erhielt, das er wie gewöhnlich seinem Intendanten übergeben ließ. Das Schreiben erhielt den Befehl des Königs von Neapel, die für den Dey bestimmte Summe dem königl. Schatz zu übersenden, weil der König der Regentschaft von Algier vor vierzehn Tagen den Krieg erklärt habe und es höchst unpolitisch sei, seinen Feind bereichern zu lassen. Der Fürst befahl, die Summe nach Neapel zu schicken. Auf der andern Seite hatte indes der Fürst dem Dey sein Wort gegeben, das er um keinen Preis brechen wollte. Er ließ deshalb seine Diamanten und sein Silbergeschirer verkaufen und sandte aus dem Erlöse dem Dey die noch schuldigen 300,000 Piafter.

(Anweisung, wie man sich beim Husten, Niesen u. vor dem Könige und der Königin zu benehmen hat.) Die einst sehr berühmte englische Schriftstellerin Burney, welche an den Hof Georgs gezogen wurde, erhielt von einem Hofmanne folgende Anweisung: „vor allen Dingen dürfen Sie vor dem Könige oder der Königin nicht husten. Merken Sie einen Reiz dazu in der Kehle, so müssen Sie ihn unterdrücken; fürchten Sie dabei zu ersticken, so ersticken Sie in Gottes Namen, denn husten dürfen Sie nicht. Zweitens dürfen Sie nicht niesen. Haben Sie den Schnupfen, so dürfen Sie nicht darauf achten; fühlen Sie einen Reiz zum Niesen, so halten Sie den Athem an sich; genügt dies nicht und der Reiz zum Niesen wird stärker, so beißen Sie die Zähne mit Gewalt zusammen; springt in Folge davon eine Ader, so müssen Sie die Ader springen lassen, denn niesen dürfen Sie auf keinen Fall. Drittens dürfen Sie unter keinem Vorwande einen Fuß oder eine Hand bewegen. Sticht Sie eine Nadel, so dürfen Sie dieselbe nicht herausziehen. Ist der Schmerz sehr groß,

so müssen Sie ihn ertragen, ohne eine Miene zu verzieren; treten Ihnen Thränen dabei in die Augen, so dürfen Sie dieselben nicht abwischen; kitzeln die Thränen Sie im Gesicht, während sie an demselben herabrinnen, so dürfen Sie durchaus nicht darauf achten. Fühlen Sie sehr heftigen Schmerz durch die Nadel, so können Sie sich auf die Zunge oder auf die Lippe beißen, um sich einige Erleichterung zu verschaffen, Sie müssen aber darauf achten, daß man Ihnen dies nicht ansieht.“

(Rache eines Künstlers.) Der berühmte spanische Gitarrespieler Huerta, dem ein großer Ruf vorausgegangen, war 1829 in Paris angekommen. Herr . . . , damals Minister, lud eine zahlreiche Gesellschaft zum Souper ein und zeigte bei der Einladung an, Huerta würde sich bei ihm hören lassen. Huerta erschien wirklich, erklärte aber, da er wohl wußte, daß er nur seines Spieles wegen geladen worden sei, er fühle sich durchaus nicht aufgelegt und könne nichts vortragen. Alle Bitten blieben vergeblich und der getäuschte Wirth sah sich endlich genöthiget, das Souper serviren zu lassen, ohne seinen Gästen vorher den versprochenen Ehrenschaus verschaffen zu können. Doch o Glück! in dem Augenblicke, als die Gerichte schon auf der Tafel standen und alle Gäste saßen, erhob sich Huerta und ergriff sein Instrument. Er spielte ein erstes, ein zweites, ein drittes Stück und seine Begeisterung stieg immer höher, obgleich die Gäste unruhig zu werden anfangen, da die Gerichte vor ihren Augen kalt wurden. Huerta schwieg noch immer nicht, zwei Stunden lang hielt er die Gäste von den ledern Gerichten ab. Noch immer zeigte nichts, daß der schreckliche Spanier sobald ermüden würde, bis endlich der Wirth blühschnell geschickt eine Pause benutzte und das Signal zu einem Beifallssturme gab. Huerta war bewegt und gerührt; er hörte auf und die Gäste konnten essen, aber das Souper war kalt geworden.

(Ein Polizeidirector in Syracus.) In den Jahren 1810, 1811 und 1812 wurde Syracus mit einem Male von so geschickten und so kühnen Dieben heimgesucht, daß man, sobald es Abend geworden, nicht ausgehen konnte, ohne beraubt zu werden. Die Diebe drangen sogar bald auch in die Häuser ein und alles dies geschah trotz der Wachsamkeit des Polizeidirectors Anga, dem man keinen andern Vorwurf machen konnte, als daß er immer fünf Minuten zu spät kam, denn kaum war ein Haus ausgeplündert, so erschien er mit seiner Patrouille, um sich das Signalement der Diebe geben zu lassen. Jedermann bewunderte die ungewöhnliche Thätigkeit des Signor Anga und bedauerte nur, daß ein so wachsamer Mann das Unglück hatte, stets zu spät zu kommen. Ein junger Officier, der in einem Kloster wohnte, hatte seinen rückständigen Sold in spanischen Piastern erhalten, legte seinen kleinen Schatz in seinen Secretair, schloß diesen zu, steckte den Schlüssel ein und ging aus. Als er Abends zurückkam, fand er den Secretair erbrochen und leer. Da es an dem Tage gerade sehr regnete, so hatte der Dieb auch den Regenschirm des Officiers mitgenom-



men. Dieser machte sogleich bei dem Signor Anga Anzeige, der eben durchnäht und beschmutzt zurückgekommen war und versprach, alles aufzubieten, um das Geld und den Regenschirm ausfindig zu machen. Es vergingen indes drei Monate und nichts war gefunden. Da, ebenfalls an einem Regentage, ging der Officier mit einem neuen Regenschirme über den Marktplatz von Syracus, glaubte einen Regenschirm zu erblicken, der seinem vermischten vollkommen ähnlich sei und wünschte deshalb, die Bekanntschaft des Inhabers desselben zu machen. An der ersten Ecke hielt er den Unbekannten an, um ihn nach dem Wege zu fragen, der ihm sehr höflich gezeigt wurde, auch erfuhr er, daß der höfliche Mann der vertraute Diener der Signora Anga sei, und überzeugte sich zugleich vollkommen, daß der fragliche Regenschirm wirklich der seinige sei, da sich auf einem silbernen Schildchen die Anfangsbuchstaben seines Namens daran befanden. Der Officier begab sich auf dem kürzesten Wege zu dem Signor Anga, der in Dienstgeschäften abwesend war; er ließ sich bei der Frau vom Hause einführen und erzählte dieser, was ihm begegnet sei. Signora Anga erklärte dies für unmöglich und als er an dem Regenschirme seinen Namenszug zeigte, bemerkte er recht wohl, daß sowohl die Dame als der Diener sehr verlegen waren. Unterdeß erschien der Herr Polizeidirector Anga selbst. Gegen diesen wiederholte der Officier die Anklage und setzte überdies hinzu, daß das Geld mit dem Regenschirme verschwunden, der letztere dagegen wieder gefunden sei, so könne das erstere auch nicht weit sein. Anga gerieth anfangs allerdings in einige Verlegenheit, bald aber sammelte er sich wieder und wies dem Ankläger endlich die Thüre. Das war ein Fehler. Der Officier begab sich zu dem englischen Obersten, dem Commandanten der Garnison; dieser requirirte den Richter und der Richter hielt eine Haussuchung bei dem Herrn Anga. Bereits hatte man das ganze Haus durchsucht, ohne irgend eine Spur zu finden, als der Officier bemerkte, daß das Erdgeschloß — eine große Seltenheit in Sicilien — parquettirt sei. Er stampfte mit dem Fuße auf und wollte bemerken, daß es hohl klinge. Er theilte seine Vermuthung dem Richter mit und dieser ließ zwei Zimmerleute holen. Man riß nun den Fußboden auf und fand darunter vier Keller, die nicht bloß mit Regenschirmen, sondern auch mit kostbaren Vasen, prächtigen Stoffen, Silbergeschirr u. angefüllt waren. — Alles war nun erklärt und das Räthsel, warum die Diebe immer ungestraft geblieben, vollkommen gelöst. Anga war zugleich Polizeidirector und Hauptmann und Hehler der Diebe. In dem Kloster, in welchem der Officier bestohlen worden war, hatte er ebenfalls Verbündete. Er betrieb sein Geschäft im Großen und hatte Comptoirs in Centini, Calata Sirone und Calata Misetta, d. h. in allen Städten, in welchem bedeutende Märkte gehalten werden. Man machte ihm den Prozeß und er wurde für sein Leben lang zu den Galeeren verurtheilt. Nach fünf Jahren kam er, da er sich gut betragen hatte, auf die Insel Panthelleria und nach siebzehn Jahren, als der Berichtstatter ihn dort sah, hatte er Hoffnung, nächstens Aufseher über andere Galeerensträflinge zu werden.

(Die Essenszeit.) Die Stunden, in welchen man die regelmäßigen Mahlzeiten zu halten pflegte, haben sich sehr verändert. Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts aß man um zehn Uhr zu Mittag und um vier Uhr zu Abend. Bei schönen Tagen ging man nach der letzten Mahlzeit spazieren. Später verlegte man die Stunde des Mittagessens auf elf Uhr. Im siebzehnten Jahrhunderte aß man um 12 Uhr zu Mittag und um 6 Uhr zu Abend. In den vornehmen Häusern wurde die Essenszeit durch Hörnerklang angezeigt; man wusch sich die Hände, bevor man Platz an der Tafel nahm, und wenn man von derselben aufstand, verrichtete man diese Abwaschung von neuem in einem anstoßenden Zimmer. Wenn der Herr vom Hause einen Gast vorzugsweise ehren wollte, so ließ er ihm seinen eigenen gefüllten Becher überbringen. Man liebte den Wein und brachte viele Gesundheit aus. Unsere Vorfahren meinten, es gehöre nothwendig zum Wohlbefinden, daß man des Monats wenigstens einmal betrunken sei.

(Der St. Valentinstag in früherer Zeit in England.) Unsere Leser werden öfters von den Eigenthümlichkeiten gehört haben, mit denen man in England noch heute den St. Valentinstag (14. Febr.) begeht. In früherer Zeit wurde derselbe anders gefeiert. Die eigentliche Ceremonie an diesem Tage war die Ziehung einer Art Lotterie, welcher Gebräuche folgten, die einige Ähnlichkeit mit dem Pfänderspiele hatten. Ein alter Reisender sagt: „an diesem Tage feiern die jungen Leute in England und Schottland nach einem sehr alten Herkommen ein kleines Fest. Es vereinigt sich eine gleiche Anzahl von Mädchen und unverheiratheten Männern; ein jedes schreibt seinen eigenen oder irgend einen andern Namen auf ein Blättchen Papier, das zusammen gerollt wird. Diese Papiere werden nach einander aus einer Vase u. gezogen, so daß die Mädchen die Papiere der jungen Männer und die jungen Männer jene der Mädchen erhalten. So erhält jeder junge Mann ein Mädchen, das er seine Valentine nennt, und jedes Mädchen bekommt einen jungen Mann, der ihr Valentin ist. Hat das Loos die Gesellschaft auf diese Weise in Paare getheilt, so muß jedes Mädchen ihrem Valentin einen Kuß geben und sich von demselben den ganzen Abend hindurch die Cour machen, tractiren lassen u. Es ist nicht selten, daß aus solchen durch das Loos zusammen geführten Paaren wirkliche Ehepaare werden.“ (In etwas zahlreicher Gesellschaft dürfte diese Liebeslotterie, wenn man sie bei uns nachahmen wollte, eine recht angenehme Unterhaltung gewähren.)

### Generalcorrespondenz.

Der prachtvollste Palast in London ist unstreitig Staffordhouse, die Wohnung des Herzogs von Sutherland, dicht neben St. James-Palast. Tritt man in die Flur ein, so sieht man sich in den entgegengesetzten Thüren, die ganz mit Spiegelglas belegt sind. Eine Seitenthüre führt in einen langen Corridor,



in welchem Gemälde hängen und Bücherchränke stehen, auf welchen legtern man Vasen, Büsten u. s. w. sieht. Am Ende des Corridors tritt man in ein Zimmer, das mit grünem Atlasdamast ausgeschlagen und mit einigen Gemälden von Wilkie geschmückt ist. Das große Gesellschaftszimmer daneben hat zwei Kamine von weißem Marmor mit außerordentlich zierlichen Arbeiten daran. Die Wände sind mit gelbem Atlasdamast, die Sophas, Stühle u. s. w. mit gelb und blauem Atlasdamast beschlagen. In der Mitte steht eine Säule von weißer Masse, um die sich ein dicker goldener Kranz schlingt. Die Säule trägt eine Bronzekugel mit einem goldenen Reifen und Zahlen darauf. Unter der Kugel befinden sich kleine Bronzefiguren, die eine Schlange emporhalten, deren Kopf als Uhrweiser dient. Das Uhrwerk ist in der Kugel verborgen, die sich umdreht; die Zahlen bezeichnen die Stunden. Um die Säule läuft unten ein rundes Sopha. — Auf der andern Seite des Corridors gelangt man zu der großen Halle und der prachtvollen Treppe, die Alles übertrifft, was man in dieser Art bisher gesehen hat. Diese Halle ist 73 Fuß hoch, 79 Fuß lang und 50 Fuß breit; der Fußboden ist schwarz und weiß, die Wände sind von verschiedenfarbiger Scagliola und mit durchsichtigem geschliffenen Feldspath belegt, so daß er das Aussehen von Edelsteinen erhalten hat. An drei Seiten dieser Halle läuft eine von Bronzefiguren getragene Galerie umher und an der vierten Seite steht eine kostbare Tafel von Porphyry. Die Decke ist weiß, reich vergoldet und kuppelartig gewölbt; die Fenster sind durch Bronzefiguren getrennt, welche die Kuppel auf ihren goldstrahlenden Köpfen zu tragen scheinen. Diese Halle macht einen besonders großartigen Effect in der Nacht bei brillanter Beleuchtung, die zum Theil durch Gasströme außen an den Fenstern in der Kuppel bewirkt wird. — In der obern Etage befinden sich auf der einen Seite die Wohnzimmer der Herzogin, die nicht gezeigt werden. Die Galerie hier ist sehr geräumig und von grauen sehr hohen Marmorsäulen getragen. Alle Thüren sind mit Spiegelglas belegt; die eine führt in ein kleines Zimmer, das bloß zum Warmhalten der Teller u. s. w. eingerichtet ist und sich neben dem großen Speisesaale befindet. Dieser mißt 50 Fuß in der Länge und 30 Fuß in der Breite; der Fußboden ist mit glänzendem Eichenholze parquettirt und die Wände sind weiß mit reichen Goldverzierungen. An jeder Seite verengt sich der Saal und wird da von weißen goldgeriefen Marmorsäulen getragen. An dem obern Ende befindet sich das Büffet mit dem Silbergeschirr, über und hinter welchem Spiegelglas angebracht ist, in dem sich nicht bloß das Silbergeschirr, sondern auch die ganze Gesellschaft spiegelt. Die Decke ist ebenfalls weiß mit Gold und in der Mitte hängt ein kostbarer Kronleuchter herab. Die beiden Kamine sind von reichsculptirtem weißem Marmor dem einzigen Fenster des Saales gegenüber. Ein kleines aber ganz eigenthümlich geschmücktes Zimmer führt in den großen Saal, das größte Zimmer im Hause, da es 129 Fuß lang, an den beiden Enden 24 Fuß,

in der Mitte aber 33 Fuß weit ist. Der Fußboden ist ebenfalls von Eichenholz, die Wände sind silbergrau und das Meublement glänzt von carmoisinrothem Sammet mit Gold. In der Mitte steht ein halbkreisförmiger wenigstens 20 Fuß langer Sopha mit hoher Lehne, ebenfalls mit carmoisinrothem Sammet beschlagen. Die Fenster sind von dem kostbarsten Glase und scheinen von schlanken phantastischen reichvergoldeten Säulen getragen zu werden. An jeder Seite des Kamins hängt ein Gemälde von Murillo. Doch genug, obwohl noch manches Andere in diesem kostbaren Hause eine Beschreibung verdiente. Die anfangs erwähnten Spiegel dem Haupteingange gegenüber sollen allein 4500 Thlr. gekostet haben. Der Vater des jetzigen Herzogs soll täglich ein Einkommen von siebentausend Thalern gehabt haben, was nicht unmöglich ist, da sein eigenes ungeheures Vermögen durch das seiner Gemahlin noch gesteigert wurde, die ihm unter anderm die ihr fast ganz gehörige schottische Provinz Sutherland zubrachte. —

Mit allen übrigen altväterischen Dingen kehrt auch der Geschmack an Holzschmuckereien zurück. Um dieselben aber wohlfeiler herstellen zu können, bedienen sich die Herrn Braithwaite in England seit einiger Zeit glühender eiserner Formen, welche gegen das Holz gepreßt werden und dasselbe verkohlen, wo sie mit ihm in Berührung kommen. Das Verfahren wird mehrmals wiederholt, die Kohle, die sich bildet, jedesmal hinweggenommen und in kurzer Zeit zeigt sich das Muster, welches man haben wollte, in starkem Relief. Damit das Holz nicht wirklich anbrenne, macht man es vor dem jedesmaligen Aufdrücken der eisernen Formen naß. —

Der Engländer Palmer hat ein neues Verfahren zur Herstellung von Kunstblättern erfunden, das er Electrotintoprozess nennt. Die Metallplatte erhält einen weißen Ueberzug, auf welchem der Künstler mit einer schwarzen Farbe zeichnet und auf diese wirkt dann der Electrotypniederschlag, so daß der Grabstichel wie die Mezzotintowalze beseitigt wird. Die auf diese Weise erlangten Kunstblätter scheinen zwischen Mezzotinto- und Negblättern in der Mitte zu stehen. —

In Paris wird alle Jahre in der Woche vor Ostern ein breitläufiger sogenannter Schinkenmarkt gehalten, auf dem man alle Arten von geräucherten Fleischwaaren und zwar meist 4 bis 6 Millionen Pfund verkauft. —

Bekanntlich ließ Gustav III. von Schweden der Universität zu Upsala im Decbr. 1791 eine große und eine kleine verschlossene und versiegelte Kiste mit der Bestimmung übergeben, dieselbe erst fünfzig Jahre nach seinem Tode und dann mit angemessenen Feierlichkeiten und im Beisein von Zeugen zu öffnen. Am 29. März ist dieser Zeitpunkt abgelaufen und der Rector der Universität von Upsala hat demnach angezeigt, daß Dinstags den 30. März in dem großen Universitätssaal im Beisein des Senats und der Stadtbehörden zur Öffnung jener Kisten geschritten werden solle. —